

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Rebr., Donnerstag, den 9. März 1916

Ihr Kriegsheldentag.

Sitzge von Maria Anne Nelsberg.

Mit Ungeduld erwartete sie die Posttasche, die der Milchwagen mitbrachte. Seit einigen Tagen fehlte der Feldpostbrief von ihm — ihrem Gatten, der draußen im Feindesland stand als Wirtschaftsoffizier. Sie seufzte. Das war der zweite Hochzeitsstag ohne ihn. Im vergangenen Jahr war er an der Front, das waren noch schwerere Tage und bange Nächte, oft Wochen ohne Lebenszeichen von ihm, den der grausige Tod umbrachte in vielfacher ungeheurer Gefahr.

„Nichtige“ Verpflegungsoffiziere brauchen nur ebenso sehr, wie die Herren an der Front, kam der Befehl vom Armeeoberkommando.

Für seine Tapferkeit erhielt er das Eisene Kreuz.

Drei Wochen Heimaturlaub zur Bestellung seines eigenen großen Wobensbühnen, dessen reichen Ertrag das Vaterland brauchte mehr wie je.

Er war ein berühmter Viehzüchter, besonders geschätzt waren die Pferde aus seinem Gestüt. Deshalb hatte er viele tausend Stück starke Viehherden unter sich im Feindesland. Die Viehzucht war notwendig zur Erhaltung des kämpfenden Heeres. Hinter der Front stand ein Heer Vierfüßler, das die Soldaten pferde, mit Milch versorgte. Aufzucht des Jungviehs betrieb er mit seiner glücklichen Hand, seinem sicheren Blick für das Wohl der Tiere, zwischen denen er lebte seit Kindertagen.

Ein echt pommerischer Junker war er, voll Lichtheit, Ritterlichkeit, Güte, voll Einfachheit und Bescheidenheit.

Hohe Röte des Stolzes glühte auf ihren Wangen, strahlte in ihren schönen Blauaugen.

Heute war ihr vierzehnter Hochzeitsstag. Sie wachte, wie seine Gedanken bei ihr waren in treuer warmer Liebe, die niemals erkalten würde, niemals. Es umwehte sie der Hauch seines Geistes, die untrennbar mit der ihren vereint war.

Da, endlich die Posttasche. Obenauf eine Telegramm. Mit bebenden Fingern riß sie es auf:

„Tausend Grüße. In Gedanken bin ich bei dir.“

Es war ihr, als umfingen sie seine Arme, als küßte er sie, wie er es so gern tat, auf Stirn, Augen, Mund und Hand. Wenn zwei sich so liebten, wie sie beide es taten, dann waren sie nicht getrennt, sie fühlten, sie dachten, sie lachten gleich, als ob sie sich in die Augen sahen, als ob sie sich sprechen könnten.

Einige Augenblicke war sie ganz versunken in Gedanken an ihn.

Noch ehe sie die zahlreichen Briefe nur angesehen, schrieb der Fernsprecher:

„Hier Frau von W. auf G.“

„Hier Landratsamt. Dreißig Gefangene werden mit dem Vieruhrzug bei Ihnen eintreffen.“

„Schön, besten Dank.“

Nun stand sie wieder mit festen Füßen in der Gegenwart. Sie war jetzt seine Stellvertreterin, die Walterin des reichen Ritterguts, das Hunderte beschäftigte, ihnen Brot gab, Arbeit, Amt, Würde. Viele ihrer Arbeiter fanden im Felde. Die Sorge für Frauen und Kinder blieb ihr.

Sie hatte noch mit dem Inspektor zu verhandeln, mit dem Hofmeister, mit der Wirtschaftlerin, hatte selbst nachzusehen, ob alles in Ordnung für die Gefangenen, für die drei Landsturmmänner war.

Sie fand alles, wie sie es angeordnet. Eine Ruhe war geschäftlich, das Fleisch gefolgt, das hielt eine Weile vor, dann kam eins der Schweine dran. Sausend gingen sie durch den Schweinehof. Überall junger Wurf, Rosse, appetitliche kleine Dinger, alle fett, gut im Futter. Dröckig schief hielten sie die Köpfe, das eine Ohr baumelte, die Schnäuzchen streckten sie auf zu ihr, blinzelten vergnügt neugierig.

„Woher nähmen wie all das Futter?“ sprach sie.

„Noch jetzt, das, iber später — das ist man klümm!“ antwortete der Schweinehüter.

„Wie möten verfahren —“

„Dat möten wie woll —“

„Dover wer köpt, war hätt Futter!“

Bekümmert verließ sie den Stall. Die Ständer schimpften auf die Fleischn Preise. Gern hätte sie all das junge Viehzeug groß gefüttert, gemästet, damit es seinen Beruf erfüllte, die Menschen zu erhalten in dieser schweren Kriegszeit.

„Die Ständer verziehen meist so wenig von der Landwirtschaft, der

Viehzucht. Sie wissen nicht, wieviel hineingesteckt werden muß, bis etwas herauskommt.“ sprach die Gutsfrau zu ihrer Gesellschaftin, einer Künstlerin, die in Kriegsnot war, die sie herzlich aufgenommen bei sich.

„Nun sollen die Gefangenen die Kartoffeln buddeln. Die Zuderrüben, die Pferdewöhren.“

Roggen, Weizen, Gerste, Hafer waren eingebracht.

Knapp Mittlernerte hatte sich nach dem Dreschen herausgestellt. Aber es ging noch, bei dem vielen Regen im August hätte es noch schlimmer sein können, dachte sie.

Bis zum Mittagessen blieb ihr noch eine Stunde, nun konnte sie ihre Briefe lesen.

Ein großer vom Landratsamt nach ihr ordentlich schmerzhaft in die Augen. Der zuerst, noch vor dem Feldpostbrief von ihrem Mann.

„Natürlich. Beschlag auf Roggen, Gerste, Weizen, Hafer.“ Ob sie so viel begehrt, wie sie brauchte und all die Menschen, die sie ernährte, für all das Vieh, die 120 Kühe, Räder, die vielen Pferde, die kräftigen Stuten, die Fohlen und ihre beiden schönen feurigen Zuchtstutten.

Nun hieß es rechnen. Berechnen. Darin war sie schwach, das hatte ihr Mann immer getan in Friedenszeit; alles, was er tat, mußte sie nun tun und Hausfrau auch sein. Aber sie tat es gern, fürs Vaterland arbeiten war ihr Vergnügen. Sie gab auch viel, sehr viel. Die Kriegsnot zu lindern, war ihr heilige Pflicht, inniges Bedürfnis.

Nun öffnete sie den Feldpostbrief. So viel Viebes stand darin, dann von seiner Arbeit. 3000 Morgen Getreide stand noch auf dem Halm, das mußte er mit einer Kompanie Soldaten hereinzuschaffen lassen. Maschinen verschreiben, damit es schnell ging. Das Vieh mußte von den Koppeln in Ställe geschafft werden, das mußte er aussändig machen, was das blieb.

„Ein Verpflegungsoffizier hat viel zu tun, sein Betrieb geht in aber und über das Taufende.“ dachte sie, und ihre Aufgabe erschien ihr ganz klein im Verhältnis zu dem, was er tat.

Da rief der Fernsprecher wieder. Die Güterabfertigung der Eisenbahnverwaltung meldete sich:

„Wieder Wagen können wir nächste Woche haben — zum Kartoffelbuddeln — hunderttausend Zentner Kartoffeln.“ fragte sie.

„Wir werden täglich melden, was frei ist; wenn keine Truppenverschickung kommt oder Verwundeten- und Gefangenentransporte, dann machen wir's hintereinander.“

Gut, daß die Kartoffeln fort kamen, ehe der Frost sie verdarb.

Am Nachmittag kamen die Gefangenen. Hinter dem Vorhang am Fenster ihres Zimmers stand sie, als sie vorüberzogen. Junge, starke Russe.

Die Wachmannschaft meldete sich. Drei blonde blauäugige Pommer. „Sie werden's bald geschafft haben, sie arbeiten gut, wenn sie gutes Essen bekommen.“

„Das will jeder, der arbeitet.“ antwortete die Gutsheerin.

Das war ihr Stolz, bei ihr stand alles trotz Krieg gut im Futter, Mensch und Tier, dafür sorgte sie am Tage, und nachts, wenn alles schlief, dachte sie noch an dies und das, was geschafft werden mußte, damit jeder sein Recht bekam.

Erst spät am Abend kam sie dazu, ihre Post zu lesen. Die Glückwünsche von Verwandten, von Freunden. So viel Glück wünschte man ihr.

Sie faltete die Hände fromm in inniger Inbrunst.

„Lieber Gott erhalte mit mein Glück, schafften zu dürften für andere, fürs große Vaterland, soviel ich es kann mit meiner Kraft.“

Sie stand fest auf ihrem Platz, bis er wiederkam, bis es Friede wurde auf der Erde, die erzitterte in ihren Grundfesten in diesem Völkerringen ohnegleichen.

Die pommerische Gutsfrau freute sich, daß sie dem Staat die Sorge für eine kleine Anzahl Gefangener abnehmen konnte. Sie selbst hatte gute Arbeiter an ihnen.

Besonders einer tat sich hervor. „Er weicht mit Pferden gut Bescheid“, meldete der Wachmann, „der Dolmetscher verriet es, daß er kein gewöhnlicher Arbeiter ist. Etwas Höheres. Mit Augenausschlag gegen Himmel sprach der Dolmetscher stets von diesem Gefangenen.“

„Gut, ich sehe ihn mit an. Mag er auf dem Hof, auf dem Reitplatz den Braunen reiten. Versteht er gut den Verenden umzugehen, kann er die Fohlen unter sich nehmen, kann Pferdewöhren reiten.“

„Das möchte er.“ antwortete der blonde Wachmann, dessen besonderer Schützling gerade dieser Russe mit

der stolzen Haltung war, den schönen, treuen, schwermütigen Augen, der tüchtig zugriff bei der Arbeit, die anderen anspornte, ihre Pflicht zu tun.

„Ein tüchtiger Mensch.“ sprach der Wachmann, Mitleid im Tonfall. Menschliches Mitleid erfüllte auch die deutsche Gutsfrau.

Unglückliche Menschen genossen stets ihres und ihres Mannes Schutz. Es war ganz in seinem Sinne, wenn sie den Russen auf einen Platz stellte, an dem er sich voll betätigen konnte. Leises Mitleid griff nur einen Augenblick an ihre Seele.

„Ob man dem Gefangenen die 40 Fohlen anvertrauen kann?“ fragte sie den Wachmann.

„Ja, mein's schon. Er ist ein braver Mensch. Ich möchte schon die Verantwortung für ihn übernehmen.“ Mit seinen treuherzigen blauen Augen sah der Wachmann die Gutsheerin an.

„Wenn Sie sagen, er ist ein tüchtiger Mensch, glaube ich es Ihnen. Dann soll er mal heute nachmittag um 3 Uhr den Braunen auf den Hof reiten, ich sehe es bald, ob er mit Pferden umzugehen weiß.“

Stolz, gerade sah der Russe auf dem Pferde, ließ es in allen Gangarten reiten. Seine Augen leuchteten in Reiterfreude.

„Ja, der versteht's“, sagte die Gutsheerin zu dem Wachmann. „Hoffentlich galoppiert er uns nicht davon.“

„Wohin soll er? Deutsch kann er nicht. Bald wäre er wieder eingebracht.“

Das sah die Gutsheerin ein. So stieg der Russe vom Pferd ab, er auch hier seine Pflicht. Wütend holte er die Fohlen von der Koppel in den Stall. Er fütterte gut. War wachsam auf jedes Tier.

„Ein tüchtiger Mensch.“ sprach oft die Gutsheerin. „Schade, daß er zu den Feinden gehört, zu den Russen, die so barbarisch in Ostpreußen gehandelt. Das war sicher keiner von denen, der nicht...“

An einem sonnigen Herbsttag sah die Gutsheerin am großen Schreibtisch im Zimmer des Gutsheeren. Sie hatte große Berechnungen zu machen. Vor ihrem Fenster hörte sie Kindergerausch, Kinderlachen. Das hörte sie gern, sie, die ohne Kinder war, liebte Kinder ganz besonders. Sie betrachtete alle, die ihr untergeben waren, die in ihrem Brot standen, wie ihre Kinder, für die sie mütterlich zu sorgen hatte.

Das war ihre Pflicht, aber sie erfüllte sie mit Liebe, mit Nachsicht, oft mit alskuliv Güte, so wie man sie Kindern darbietet, von denen man nicht alles vollkommen verlangen kann.

Da hörte sie plötzlich Wagentrasse, wildes Pferdegetampeln und Geschrei der drei Kinder, des Inspektors Söhnchens und der beiden Kutschermädchen, aus ihrer Arbeit.

Ein Gesspann rasste führlos mit einem Artileriewagen auf den Hof in wildem Galopp.

Die Kinder schrien. Sie mußten sich nicht zu rufen.

Da kam in lautem Galopp der Russe, der Pferdewöhner aus dem Stall, stürzte sich den schreien, jungen, feurigen Pferden entgegen, packte das Handpferd mit eisernem Griff.

Aber seine Kraft reichte nicht aus. Die Tiere schleiften ihn mit. Aber er ließ nicht los, bis sie zitternd standen. Ein Hufeisen hatte ihn gestriffen.

Er blutete, aber er lächelte mit feuchender Brust.

„Schwer, aber gutt, sehr gutt, Kind nicht tott ist.“

Nun standen die Pferde, der Kutscher kam angehinkt.

„Vor dat weiße Züg, die Wäsch, hanse schaut.“

Ein flatterndes Wäschestück hatte die jungen Tiere geängigt, so plötzlich, daß der Kutscher herunterfiel.

„Dat ist man noch gaut abgong.“ tröstete er.

„Ja, durch den Russ sin Hilfe“, sprach die Gutsheerin.

Der stand und wachte mit seinem Kopfchen die blutende Stirn. Einen Augenblick zögerte die Gutsheerin.

Es war ein Feind, ein Russe, aber sie schuldete ihm Dank.

Sie wollte ihm die Hand hinstrecken, aber da packte es sie plötzlich; sie konnte sie die Hand berühren, die deutschen Blut vergossen hatte.

„Sie sind ein braver Mensch.“ lobte sie und sah ihm dankbar in die dunklen, traurigen Augen. Da blühte ein laßes, schwermütiges Lächeln in seinem schöngeformten Gesicht auf. In elegantem französisch sprach er: „Madame, ich gehöre nicht zu je-

nen Kofatenhorden, die in Ostpreußen gehaut haben, ich liebe die Menschheit und traure um mein irreführtes armes Vaterland. Ich bin im Herzen Deutschlands. Ich kenne das deutsche Herz, ich liebe, was jeht unser Feind sein muß.“

Er hatte sie erraten, verstanden, warum sie ihre ausgebreitete Hand zurückzog, instinktiv zurückgehend vor der Hand des Feindes.

Groß, traurig blickte er sie an und Schamrote trat in ihre Wangen, als er sie betrachtete, daß man seine Feinde lieben kann, lieben soll nach Christi Gebot.

Er, der Russe, hatte es bewiesen durch die Tat. Hatte Kinderleben gerettet mit Gefahr für seine Gesundheit, Leben der Kinder seines Feindes.

Deutsch antwortete ihm die Gutsheerin: „Gute Menschen sind überall — auch bei unseren Feinden. Gute Menschen lieben man immer, immer, auch im Herzen Deutschlands.“

Sie drückte ihm warm die Hand, und er beugte sich tief darüber.

Die Nymphenfelsen.

Bulgarijsche Novelle von Ein-Pelin. Autorisierte Uebersetzung von S. Hoff.

Sie hatten uns in den tiefen Schluchten des Staro-Planina-Gebirges verirrt. Tschumak, der berühmte Bergjäger, der fünfzig Jahre lang in den baltanischen Wäldern und Entden herumgagabandiert war — Tschumak und ich, wir ruhten friedlich im dichten Schatten am Ufer des brausenden Stromes. Ringsumher herrschte der Frieden und die unendliche Stille des Waldes und schienen das wilde Echo und das Rauschen der Wasserfälle aufzufangen, die unaufföhrlich in den tiefen, düsteren Schluchten und den Urwäldern widerhallten wie ein ungefümes, gigantisches Lied.

Gerade, kraftvoll redeten sich über uns die kühnen Felszacken, und ihre schönen, nackten, scharren Stirnen zeigten sich auf dem azurblauen Himmel. Noch höher, über diesen unzugänglichen Giganten, streifte ein Adler, der König der Berge, majestätisch und kühn... .

Ich lag auf einem weichen Teppich von Gras und duftenden Geranien und musterte das große, kraftvolle, innohige Gesicht des alten Tschumak, der in bloßem Kopf neben mir saß und sich aufmerksam über sein unsehlbares Gewehr beugte. Auf seiner hohen, gerötheten, runden Stirn hingen schweißschlechte Strahlen des silberweißen Haares, das sein dürres, ein wenig langes Gesicht wunderbar umrahmte; doch war es gerötet, robust und verriet die majestätische Ruhe einer empfindungsstarken, freien Seele. Die dunklen Brauen, der Jägerblick seiner kaffeebraunen Augen, und sein langer, seidener Schnurrbart, dessen Spitzen sich ihm fast auf die Schultern legten, verliehen seiner ganzen Heldegestalt einen ehrfurchtgebietenden Reiz.

Er hob das Gewehr, und zum Scherz zielte er auf den schwarzen Punkt des Adlers, der in unendlicher Höhe in der Sonne kreiste und wie ein kleines Wölkchen seinen Schatten auf die bläulich-schimmernden Felsen und das Geröll der nahen Berge warf.

„Wenn die Kugel meinem Auge gehortete, holt ich diesen verdamnten Vogel da herunter!“

Und er verfolge ihn mit dem Blick in der Weite des Himmels. Lange schwebte der Vogel in der Höhe. Bald stieg er langsam in mächtigen Kreisen mit reingeglichen Flügeln herab, bald hob er sich wieder auf mächtigen Schwingen, wie im Flug zu verschwinden. Endlich schob er herab wie ein Dämon und ließ sich königlich vor uns nieder auf die spigen Gipfel.

„Das sind die Nymphenfelsen“, sagte der alte Tschumak noch einer Pause. „Sie sind unzugänglich, hoch und gefährlich und voller Schlangen. So lange die Welt steht, hat noch keines Menschen Fuß sie betreten, und es wird auch keinem gelingen. Fern und nah in den Dörfern glauben die Menschen, von der Höhe dieser Gipfel könnte man das Ende des Meeres sehen, wo die Sonne aufsteigt und niedergeht.“

Und nachdem er tief aufgetan, begann der alte Jäger mit ruhiger, monotoner Stimme, die aus dem Herzen zu kommen schien, die seltsame Sage dieser Felsen zu erzählen, die sich vom Himmel abhoben, mit Woes und Flechten bedekt und im Abendrot erglühend, umgeben von Tälern und Wäldern, Abgründen und Schluchten, und anderen Bergtiefen.

Zu Füßen dieser Felsen lag ein Dorf, ein Bergdorfchen mit kleinen Häusern, die sich zerstreut im Walde versteckten. Die Bewohner, Kinder des Waldes, lebten frei wie jene Adler, die keine Furcht und keinen Zwang kennen. In den düsteren Wäldern vernimmt man am Tage die Schüsse der Jäger, über die endlosen Weiden hallt das Echo fröhlicher Herdenglocken, und an den Abhängen hört man die Pieder junger Mädchen und weicher Hirtenflöten.

Doch die in ihrer majestätischen Einsamkeit unzugänglichen Felsen machen den braven jungen Leuten einen spöttischen Vorwurf, für die es sonst weder einen unbeflegbaren Abhang, noch unerforschte Höhen gibt. Eine heimliche Scham bedrückt die jungen Geister, und nicht ohne Bedauern können sie diese Felsen mit den spigen Gipfeln anschauen, von deren Höhen man das Meer sieht, in das die Feuerföhne hinaabtaucht.

Welder junge Mann trüge nicht das Verlangen, die schöne Aussicht vom höchsten Punkt aus zu genießen? Aber wer möchte den Aufstieg mit den großen unbekannten Gefahren wagen? Jede Mutter zittert bei dem Gedanken, daß der Ruhm dieser kühnen Tat ihren Sohn verlorsten könnte. Und die jungen Leute waren niedergeschlagen.

Ihre Bekümmernis wurde noch vermehrt durch Magdalena, das schönste Mädchen im ganzen Lande.

Sorglos hütelte sie die Ziegenherden ihres Vaters an den Abhängen des Berges und pflügte Waldblumen, aus denen sie mit fröhlichem Gesang Sträuße und Kränze wand. Und wenn am Abend die Sonne unterging und ihre letzten Strahlen den Gipfel beglänzten, auf dem ihr Vaterhaus stand, dann sagte sie der schönsten Schägerin Lebewohl, die mit goldnen Schlüsselblumen bekränzt, lustig hüpfte und sprang wie ein unschuldiges Kind und ihre Herde heimtrieb.

Hinter ihr seufzten die jungen Burchen, und die weichen Laute ihrer Flöten zitterten schwermütig durch die lachenden Wälder und sangen von Magdalena's Schönheit.

Nun kamen von allen Seiten Heiratsträge. Die Reichen wollten sie mit ihrer Macht und ihren Gütern verkürzen, und die Armen wünschten sich nur schnüchsig diese Königin der Berge.

„Sie ist noch zu jung.“ antwortete der alte Vater. Doch wenn er sie dann am Abend sah, wie sie mit der Herde heimkehrte, jugenfrisch und mit ruhigen Wangen, die Augen, in denen es schon verträterisch leuchtete, so klar und glänzend wie die Quelle des Waldes — dann sann er nach.

„Ich bin nicht Herr ihres Heirats.“ sagte er sich. „Mag sie selbst nach ihrem Wunsche wählen.“

Allein Magdalena hütelte noch wie vor fröhlich die Herde des Vaters und schien den jungen Burchen gar keine Aufmerksamkeit zu schenken, die ihr ganz liebste nachstellten und es immer so einrichteten, daß sie ihr mit ihrer Herde im Walde begegnen mußten.

Eines Nachts nun wurde das Haus ihres Vaters von unbekannter Hand in Brand gesetzt und die Flammen erleuchteten den ganzen Berg. Doch das schreckte den Bauern nicht. Ruhig erwiderte er allen: „Ein Herz vergevaltigen, das ist noch viel schlimmer. Ich habe sie lieb, mag sie ihren Mann selbst wählen.“

Kurz darauf fand er eines Morgens seine ganze Herde unbarmherzig erüvrt. Dem Alten blutete das Herz und der Vermste weinte vor Schmerz und Entrüstung. Er schloß die todeträurige Tochter innig in die Arme und sagte:

„Sei nicht traurig. Dein Vater ist dir nicht böse. Das hat nichts zu bedeuten. Doch den Willen im Herzen eines Menschen töten, das ist ein Verbrechen. Den du erwählst, den wählst du auch ich.“

Magdalena verhartete lange in diesem Sinnen. Noch keinem hatte sie je von dem Traume erzählt, mit dem sie aufgewachsen war — von der Höhe der unzugänglichen Felsen eines Tages das Meer zu schauen, in dem die Feuerföhne badet. Schon als Kind konnte sie diese Berge nicht anblicken, ohne kühne Wünsche, und das hatte geistig jenes wunderbare Feuer in ihren Augen entzündet, das alle Herzen entflammte und besiegte. Und wenn die jungen Leute ihr folgten, sagte sie zuweilen:

„Ich heirate nur den, der mich auf den Gipfel der Nymphenfelsen führt.“

Um die Scham ihrer Schwäche zu verbergen, erhoben die jungen Leute Beschuldigungen: sie wäre herrschsüchtig, stolz und launenhaft — wie

alle schönen Mädchen. Sie hatten jedoch nie ein Beispiel anführen können, das ihnen recht gab. Und das stärkste ihre Wünsche noch mehr auf. Doch wer vermochte das Unmögliche? Die Ohnmacht erfüllte ihre Herzen mit Kummer und Verzweiflung.

Nur einer unter ihnen verzweifelte nicht.

Es war ein anmutiger, schöner Mensch mit hoher Stirn und schwarzen, glänzenden Augen. Stolz erhobenen Hauptes schritt er einher. Er folgte Magdalena unablässig und tauchte ihr den Schlüsselbunten tang.

„Magda“, sprach er, „du siehst, wie ich dich liebe. Laßte ob von diesem unfruchtigen Wunsch, der uns beide ins Verderben führen wird. Wir könnten ja so glücklich sein...“

„Der die Träume nicht zu verwirklichen vermag, mit denen er groß geworden, kann nicht glücklich sein.“ antwortete Magdalena, indem sie auf die Felsen deutete, die sich in den blauen Himmel reckten.

„Ich fürchte mich nicht und will dich hinaufföhren!“ antwortete traurig, doch mutig der junge Mann, der auf dem Grunde seines Herzens auch selbst vor Begierde brannte, die Gipfel zu erreichen.

„Dann werde ich dich lieben und die Deine sein!“ erwiderte Magdalena, deren Stimme in süßer Hoffnung bebte.

„Aber wenn wir umkommen...?“

„So kommen wir zusammen um.“ fügte sie hinzu. „Doch wenn du mich nicht hinaufzubringen vermagst...?“

„Wenn du schon Zweifel hast, tannst du überhaupt nicht mitgehen. Bist du aber bei mir, so werde ich stets Kraft haben, die Gefahr zu überwinden.“

Godzeitlich geschmüdt eilte am nächsten Tage das Volk von allen Höhen und aus allen Dörfern in die unendlichen Wiesen, die sich zu Füßen der unzugänglichen Gipfel hinreckten, um Magdalena und ihrem mutigen Geliebten Lebewohl zu sagen, die sich in die unbekanntten Regionen wagen wollten.

„Anfänger!“ waren ihm die Kreise vor. „Um eines Weibes willen stürzest du dich in solche Gefahren!“

„Um der Liebe, nicht um des Weibes willen.“ antwortete der junge Mann.

„Magdalena, wenn dir schon das Leben nichts gilt, so bringe doch nicht noch ein anderes Opfer ins Unglück!“ rief man dem launenhaften Mädchen zu.

„Aber wenn ich das Meer schaue in seiner Unendlichkeit...?“

„Ja, gilt denn das?“

„Nun, alles, was ihr wünscht, wäre dann sein!“

„Und weiter nichts?“

„Was brauchste ich denn noch mehr...?“

Und sie ergriff die Hand des jungen Menschen und schritt mit ihm dem Abhang zu.

Mit verhaltenem Atem folgten die Landleute unten dem Paar, das durch Gestrüpp und über Steine emporstertete und oft die größte Mühe hatte, auf dem noch regenfeuchten Felsen einen Halt zu finden. Sie bewunderten ihn, mit wie aufmerksamem Firsorge er sein Lieb stützte, während er sie so zu den Wolken führte.

Wenn Magdalena stehen blieb, um Atem zu schöpfen, suchte und spähte er umher nach einem besseren Wege — er schichtete Steine auf und bildete Stufen, bog das Gestrüpp zur Erde, damit sie sich daran anklammern konnte, lehnte dann ein wenig ermattet zurück und beide setzten ihren Aufstieg fort.

Sie kletterten in Abgründe hinab und verschwanden lange aus den Augen der Bauern, die erschrocken den Kopf senkten, um nicht in den Wäldern der anderen zu lesen, daß eben dort etwas Schreckliches geschehe. Doch da tauchte der mutige Held von neuem auf über dem Abgrunde — in den Armen trug er seine Gefährtin.

Endlich erreichten sie eine solche Höhe, daß sie nicht mehr zu sehen waren. Die Gipfel aber schimmernten noch so fern... .

Lange Jahre sind seitdem vergangen, doch Magdalena und ihr Gefährte kehrten nie zurück. Und heutigen Tages weiß noch niemand, ob sie die unzugänglichen Gipfel der Nymphenfelsen erreicht haben. Doch im ganzen Lande erzählt man ihre Geschichte und bezaubert eine Liebe die solchen Heldeumut verlieh.

— Höchster Naturalis m u s . Freund (schnuppernd): „Hier riecht's nach Schinken!“

Maler: „Ja, das kommt von meinem Stillleben her; da ist ein Schinken drauf abgemalt!“